

# Der Fischer : Frei nach Goethe

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Nebelspalter : das Humor- und Satire-Magazin**

Band (Jahr): **33 (1907)**

Heft 24

PDF erstellt am: **05.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-440744>

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.





**M**it spanischem Pfeffer reizt man die Weiber und die Rennpferde, mit dem spanischen Rohr prügelt man die Bedienten, hinter der spanischen Wand macht man, was niemand sehen darf, spanische Fliegen braucht man als Zuggpflaster, und auf spanische Schlösser zahlt niemand eine Hypothek; auch sagt man nicht gern ja zu allen Dingen, die uns spanisch vorkommen. Ein spanischer Krager erinnert an die Folterkammer, (die spanische Etikette ist wenigstens moralisch eine Folter). Nur die spanischen Brötchen sind etwas Genießbares, und diese kommen erst nicht aus Spanien, sondern aus Oberbaden im gemüthlichen Nargau.

Bei solchem Präjudium ist es begreiflich, wenn die Augen wieder einmal nach Spanien gerichtet sind, das sonst auf Jahrzehnte dem europäischen Kontinente oder Charivari ferngeblieben. Nicht zu vergessen ist ja auch, daß es Spanien war, wo vor ziemlich genau hundert Jahren des großen Napoleons Stern zu erbleichen begann und daß Wellington auf spanischem Boden und Nelson in spanischen Gewässern ihre bedeutenden Siege errungen; nicht zu vergessen auch, daß der Siebzigerkrieg in Spanien seinen Anfang genommen. Die Rollen sind nun allerdings ganz anders verteilt als damals, und zu einem Krieg ist eigentlich gar keine Ursache vorhanden.

Die Taufe des allerletztgeborenen Bourbonen riecht doch gewiß nicht nach Pulver. Man hat zwar zu Ehren des Säulings ein Taubenschieszen veranstaltet, weil ja ohne Blutvergießen eine Prinzengengeburt jeder höhern Weise entbehrt, und vielleicht auch, weil man zartfühlend andeuten wollte, daß sich die Unschuldigen jederzeit willig sollen zusammenfallen lassen, wenn es sich um ein fürstliches Vergnügen handelt. Man hat auch dem lassenden Taufkinde den Orden des goldenen Vlieses umgehängt und damit die Welt erinnert, daß die edlen Männer Egon und Horn, die ein spanischer König enthaupten, und Wilhelm von Oranien, den derselbe gekrönte Mörder meuchlings umbringen ließ, ebenfalls Ritter des goldenen Vlieses waren. Wie reimt sich das?

Spanien ist aber im gegenwärtigen Momente noch wegen seiner Nähe zu Marokko höchst wichtig. Die Inpazientenreise, die Wilhelm von Berlin aus unlängst dahin unternommen hat, Staub genug aufgeworfen. Seitdem nun aber der geschmeidige, dicke Eduard sich ebenfalls dahin bemüht, weil er ja als Besitzer von Gibraltar gleichsam die Königsloge innehat, wenn einmal der Spektakel losgeht, seitdem ist Madrid so eigentlich das Empfangszimmer der Politiker von großem Styl.

Das Resultat der Haager Friedenskonferenz wird wohl dahin lauten, daß man mit untauglich gewordenen Armaturstücken abfährt, um dann eine gute Ausrede zu haben, nagelneues anzuschaffen. Rußland geht voran und spricht schon von 800 Millionen

Rubeln, die es aufzubringen sucht, um eine ganz neue Flotte zu schaffen. Was bei dieser Spenglerarbeit wieder in die leeren Taschen fließen wird, dürfte hinreichen, alle Kultusbudgets ganz Europas zu decken.

In einem gewissen sehr dreckigen Prozeß, in dem sich die deutsche Offizierswelt an den Pranger stellt, ist das Wort „harmlos“ um Schlagwort geworden. Für einige Zeit wird man nicht mehr so viel vom Gläschen des armen Mannes, um so mehr von den Champagnerbatterien der Ritter vom Monocle reden. Die Sache ist so wenig harmlos als haremlos, denn die bei Wucherern aufgenommenen Geldsummen wurden ja größtentheils mit der Demimonde verplempert. Der ehrliche Deutsche gibt nämlich den Friedrichsstraßen-Trottoirdamen lieber einen französischen Namen, um dann mit vaterländischer Entrüstung über die Sittenlosigkeit losziehen zu können. Eine andere Schattenseite der deutschen Untertanenmasse, die so leicht auf das Volksbewußtsein verzichtet, hat sich in der Stadt dokumentiert, die im Liebe, „die wunderhöne“ genannt wird, von der es aber, ebenfalls im Liebe, heißt: „Da fing mein Trauern an!“ An den Römernamen Curtius knüpft sich die Historia, die eher in eine byzantinische als in eine germanische Chronik gehört. Bei solchem Vorgehen von oben herab muß sich ein anständiger und gebildeter Mensch bald schämen, nicht Sozialdemokrat zu sein, und die Ordenszeichen sind nur noch persönliche Etiketten für ein anthropologisches Hofmuseum.

Es treibt eben alles der großen Burrasca entgegen, die man vor wenigen Jahrzehnten noch spöttisch als Kladderadatsch bezeichnete und verhöhnnte. Auch der neuereite Großherzog des runkelrübenreichen Landes Braunschweig wird ihn nicht verhindern können, obgleich er aus dem racerosereichen Mecklenburg stammt, das auch Holland hatte mit einem Landespflegevater versehen müssen.

Tröstlich ist, daß wenn in Europa alle Lunten erlöschten sollten, in Ostindien solche auftauchen, worüber vielleicht das gemeinnützige Rußland einigen Aufschluß geben könnte. — Uebrigens mag man's machen wie man will, überall weiß der Teufel ein Ei in die Politik zu legen, z. B.: Man soll der Obrigkeit, die von Gott eingeseht ist, gehorsam sein. Da nun bei uns in der Schweiz die Obrigkeit nicht von Gott, sondern von uns selber eingeseht ist, wie sollen wir's nun halten? Sollen wir rebellieren oder sollen wir uns für Gott gleich halten?

Tagsüber tu' du deine Pflicht,  
Am Abend vergiß dein Schöpfelein nicht,  
Nimm treu in Schutz, was recht und gut:  
Feindselig sei der Lügenbrut!

Hochgeschätzte Gurken säure reagierende Redaktion!

Was sagen Sie also jetzt zu meiner ausgetrüllten Findigkeit? Habe ich nicht schon vor Monaten ganz im Geheimen bei mir gedacht, daß es so kommen muß? Zwar scheute ich mich, um das europäische Aequilibre nicht aus dem Gleichgewicht zu bringen, diesen meinen allerheimlichsten Gedanken laut donnernd vor mich hinzumurmeln — aber jetzt ist es doch so gekommen. Sie werden fragen: Was eigentlich gekommen sei? Warten Sie nur, jetzt kommt es. — Um in allen Sätteln der Politik, welche mein Steckenpferd ist, gerecht zu sitzen, stieg ich in den nächststehenden Transwagen in welchem man schon davon sprach, daß der Würfel in Marokko gefallen sei. Ich war natürlich der momentanen Meinung, daß Raifuli sein Damoklesschwert in die Scheide gesteckt habe, nachdem er es vorsichtig entladet, aber nein, es klang ganz anders, der, um mich ganz kurz zu fassen, der Polizeieinspektoradjutantenposten in Marokko ist wieder frei, vacat, vacant! . . . Wie ein Blitz züngelte es mir vom kleinen Finger, in dem Viele mehr Verstand zu haben meinen als noch andere im Kopfe — durch mein erleuchtetes Gehirn und — das ist endlich mal was für dich Trülliker — sagte mir das fatum leise ins Ohr, das mir sein Dröhnen wie jerichoggiger Posaunenschall elegisch nachtönte: das ist etwas für dich Trülliker!

Und so kommt es, daß ich Ihnen verwertete Redaktion direkt aus Marokko diesen Bericht sende.

Ich war leider nicht mit den nötigen Karten und Obulütern versehen, habe mich aber nach den Baumbergerschilderungen ganz gut zu rechtgefunden und orientalisiert.

Mein erster Weg war natürlich nach dem Konsumladen, wo ich eine der vielumstrittenen aber doch mit meinem letzten Zwanzigrappenstück tapfer erworbenen Flasche Tiefenbrunnenbräus an mich nahm — oder heißt es nach der neuen Orthographie an mir nahm? — Dann umgürtete ich mich mit dem ganzen Stolz meiner Reporterfeder und Sie sind nicht der Letzte, der meine wahrhaftigen Wahrnehmungen wahrnimmt. Zwar stört mich dabei das zeitliche und ewige Gebimmel des Werklönertrams, aber ich nehme meinen ganzen stoischen Fatalismus zusammen — oder klänge es etwa besser wenn Sie setzen ließen „fatalistischen Stoizismus“? Ich überlasse es ganz Ihrem geneigten Blaustift.

Und nun machte ich mich an's Interwiewen. Aber als schon in der Wiege tüchtig gewiegter Politiker ist es für meine Karriere besser, meinen mit Odol gespülten reinen Mund zu halten, nur so viel darf ich er-

und verraten, daß der Nachfolger des Hauptmannadjutanten Fischer gefunden ist und zwar in Mir.

Da ich mich bei dem gegenwärtigen Stande der Arbeit — es gibt jetzt für lange Zeit dort nämlich gar nichts zu tun — bald hineingearbeitet habe, werde ich, ohne natürlich vorgreifen zu wollen — — — aber für meinen bis dahin ehemaligen Chef Herrn Oberst Müller gäbe es ja in der Heimat genug zu organisieren und so kann ich mich guten Mutes und noch besserer Hoffnung unterzeichnen als Ihr

Ka-veri ben Trülliker,  
Oberpolizeischarif von Marokko in spe.  
N. S. Bitte um einen kleinen Vorschuß postlagernd Werklon.

Die Genf! — Die „Bund“!

O Bernerbund! O Bernerbund! Was tust Du für Geschichten kund!  
Dir schrieb im Jorn ein Militär des Dienstes halber in Bière:  
In Genf da gelte nicht gar viel der Waffenrock — mehr das Zivill! —  
Es sei kein Schlack, in dieser Stadt zu pomenieren als Soldat. — — —  
Das hat die Genfer arg verschmupft, daß sie der „Bund“ so schön betupft. —  
Sie protestieren, so was sei 'ne ganz perfide Lügelei!  
Kein Krieger werde molestiert, zweifarb'g Tuch stets respektiert. — — —  
Als Kampfgenoß der Bernerleift zur Entverne auf's Rathaus reißt;  
Dort reicht dem stolzen Genferaar der Bernermut die Tasse dar.  
„Ich decke Dich mit meinem Schild!“ So brummt der Muß. — Patentes Bild!  
Der Staatsrat untersucht die Sach'; Uha! Freund „Bund“! jetzt kriegst  
auf's Dach!  
Weh Dir! Lies mal den „Offnen Brief“ Des Bernerleifts! Nun geht es schief.  
O „Bund“! Spiel nicht mit Schießgewehr! Denn dieses scheut der Genfer sehr!  
Rapay.

Der Fischer.

(Frei nach Goethe.)

Das Wasser rauscht, das Wasser schwoll  
Ein Fischer laß daran  
Der tat wie man's nicht machen soll  
Als Polizeihauptmann.

Die böse Mire Disziplin  
Tät Ihn den Kopf verdrehn;  
Bald jag sie Ihn, bald sank er hin  
Da war's um Ihn gesehn.

Lenzdüfte.

Die Fenster auf! Jetzt laßt herein  
Die Rosendüfte quellen,  
Die in dem hellsten Sonnenschein  
Des Lenzes die Herzen schwellen.  
Die Fenster zu! Der Rosenduft  
Weicht Automoppele Gasen,  
Die, in Unmengen jetzt verpufft,  
Arg schrumphen eure Nasen.